

Aus meinem Tagebuche.

und ließ sich ruhig totschlagen. Hierauf öffneten unsere Knaben das erschlagene Reptil, nahmen das Ei mit großer Vorsicht heraus und hielten es mir triumphierend entgegen. Es war noch beinahe unverletzt, nur auf einer Seite hatte die Schale einen kleinen Sprung erhalten.

Die höchste Ueber-
raschung in Schlangen-
abenteuern hatte ich
aber, als mir eines
Morgens die Schwester
Köchin eine gebrä-
tete Schlange zum
Frühstück servierte. Am
Abend vorher war es
kalt und regnerisch ge-
wesen, und da war
eine Schlange unbe-
merkt unter den Herd
gekrochen. Die Schwe-
ster aber hatte ahnungs-
los einen heißen Deckel
auf die Schlange ge-
legt und fand sie am
nächsten Morgen kuns-
gerecht gebrochen. —

Uebrigens haben
wir allen Grund, Gott
und unserm hl. Schutz-
engel von Herzen zu
danken, daß sie uns
bisher in allen diesen
Gefahren so treu und
wunderbar beschützt
haben.

Aus meinem Tage- buche.

Von Rev P. Joseph, O. C. R.
(Fortsetzung.)

Emmaus. — Bei
meinen vielen Ritten
zu den Kranken und
Sterbenden ringsum,
wobei ich oft mehrere
Stunden weit, heute
nach dieser Himmels-
richtung und morgen
nach jener, das Land
durchstreife, kommt mir
oft unwillkürlich ein
Vergleich zwischen Einst
und Jetzt. Denn ich
habe das Griqualand
schon vor zwanzig
Jahren gekannt, und
oftmals wundere ich
mich, daß inzwischen vieles so ganz anders geworden
ist, als zur Zeit, da wir als die ersten Pioniere der
katholischen Kirche hierher kamen.

Ditgriqualand hat seinen Namen von den Griquas,
einem von Buren und Hottentotten abstammenden

Mischvolk, das vor mehreren Jahrzehnten unter seinem
Führer Adam Kok von West-Griqualand hieher zog,
wo sie von der englischen Regierung freies Land er-



Sechzehnjähriges Mädchen am Brunnen in Clairvaux.

hielten. Jedem erwachsenen Mann wurde nämlich
eine Farm von je 300 englischen Acres zugewiesen,
wo er sich häuslich niederlassen und, falls er noch un-
verheiratet war, eine Familie gründen konnte. Ihr
Hauptort erhielt nach ihrem Führer den holländischen

Namen Kofstad. Sie bezogen ihr neues Heim unter sehr günstigen Bedingungen, allein die meisten von ihnen verloren ihr Land rasch wieder an einzelne umwohnende Engländer. Die Hauptursache davon waren Müßiggang und Trunksucht; das brachte sie bei den englischen Storekeepers, die ihnen um hohen Preis Waren und Getränke abließen, in Schulden, und ehe man sich's versah, gingen die Besitztitel von Haus und Hof in die Hände solch geriebener Handelsleute über, die zuletzt förmliche Riesenkomplexe von 15 bis 20 Farmen ihr eigen nannten. Eine derartige Vereinigung verschiedener Farmen war auch unsere jetzige Missionsstation Bourdes, von der im Jahre 1894 Gmaus als selbständige Station abgetrennt wurde. Damals (1889) war das Land noch um billigen Preis, d. h. der Acre (70 Schritt im Gevierte) um $2\frac{1}{2}$ Schilling (Mark) zu haben, während er jetzt ganz bedeutend gestiegen ist. Trotzdem zögerten die englischen Farmer, sich hier ansäßig zu machen. Namentlich schreckte viele der Mangel an Straßen ab, sowie der hohe Einfuhrzoll an der Grenze von Natal. Mußte man doch für einen einzigen mit Waren beladenen Ochsenwagen einen Zoll von £fr. 30 (600 Mark) bezahlen.

Neben den Griquas fanden wir dahier verschiedene wilde Kaffernstämme, die, jeder Zivilisation abhold, meist unbekleidet einhergingen, und zwar nicht nur als Kinder, sondern auch als Erwachsene. Unser Bruder Leo, der nach Ankauf einer Farm fast ein Jahr lang als Schaffner allein dort weilte — Abt Franz nannte ihn scherzweise „Landvogt“, — hatte unglaubliche Mühe, diesen Leuten teils durch Güte, teils durch Strenge die nötigsten Begriffe von Anstand und guter Sitte beizubringen und sie zu bewegen, sich wenigstens notdürftig zu bekleiden. Die Amabagas oder „Vertriebenen“, wie der Hauptstamm der hiesigen Kaffern genannt wird, waren anfangs höchlichst darüber verwundert, daß die Ama-Romas (Römlinge) — so nannten sie uns nach Anleitung der kalvinistischen Buren — so sonderbare, nach ihren Begriffen höchst übertriebene Anforderungen, an sie stellten. Wer hatte denn seit Menschengedenken gehört, daß man sich, namentlich zur heißen Sommerzeit, mit so warmen, lästigen Kleidern behängen soll? Nun schließlich gewöhnten sie sich doch daran, zumal da nach Jahresfrist sich eine größere Zahl von Brüdern und bald auch von Missionschwestern im Lande niederließ.

Während Bruder Leo noch am Nyembe, dem nahen Urwald, gewohnt hatte, ließen sich die später ankommenden Brüder und Schwestern im Capane-Tal nieder. Das Blechhaus, ein ehemaliger Store, wurde einfach am Nyembe abgebrochen und am Capane wieder aufgestellt, wo es noch jahrelang teils als Schwesternwohnung, teils als neu errichteter Store dienen mußte. Bald entstanden rings herum verschiedene Holzbauten, später auch die Mühle und die Säge. Da sich nämlich auf der neuen Farm auch ansehnliche Waldbestände vorfanden, beschloß P. Franz, dieselben für seine vielen Banten möglichst auszunützen. Daher die Anlage einer Bretter- und Zirkularsäge.

Uebrigens darf man sich von solch afrikanischen Wäldern keine allzu rosige Vorstellung machen. Erstens sind die einzelnen, oft weit auseinander gelegenen Waldparzellen selten von großer Ausdehnung, und dann befinden sie sich an steil abfallenden, nur schwer zugänglichen Bergabhängen, was die Ausnützung ungemein erschwert. Dazu kommt die geradezu unver-

antwortliche Rücksichtslosigkeit, mit der fast jeder Kaffer gegen die schönsten Waldbestände zu Werke geht. Da ist vor allem das unvernünftige Grasbrennen zu erwähnen. Treffen die ersten Frühregen ein, so zündet er einfach das alte, dürre Gras an, unbekümmert darum, daß in der Nähe ein kostbarer Wald steht. Von einem Schutz und einer Feuerlinie ist bei ihm natürlich keine Rede, und so kommt es, daß alljährlich wenigstens am Rande der Wälder so und so viele Bäume verbrennen oder absterben. Zur Winterszeit treibt er sein Vieh hinein, das natürlich auch viel Schaden macht. Will er eine neue Hütte bauen, so haut er im Wald an jungen Stämmen einfach um, was er für nötig hält, und zwar ohne Auswahl und unbekümmert um den späteren Nachwuchs. Ähnlich verfährt er, wenn er in einem Baum einen Bienen-schwarm entdeckt; der Stamm wird einfach umgehauen oder in Brand gesteckt, bloß um ein paar Honig-waben zu erhaschen. Kurz, von einem Forstrecht oder Baumschutz hat der Schwarze einfach keine Idee. Er hält den Wald für Gemeingut und schaltet und waltet darin nur nach den Bedürfnissen des Augenblicks.

Wir fanden die Amabagas in allem noch bedeutend wilder, roher und sinnlicher als die Zulus. All ihr Sinnes und Trachten war einfach auf das Irdische und Sinnliche gerichtet, für's Geistige und Uebernatürliche fehlte ihnen jeder Begriff. So mußten wir z. B. für den Begriff „Jungfrau“ erst einen eigenen Namen prägen, sie hatten kein einheimisches Wort hierfür. Im übrigen war das Volk keineswegs arm, sie verfügten im Gegenteil über ganz ansehnliche Herden an Kindern und Pferden. Fast alles war beritten; das Männervolk sah man bei weiteren Exkursionen selten zu Fuß gehen, und selbst für Mädchen und Frauen war es ein Hochgenuß, sich auf dem Pferd zu tummeln. Allerdings standen dazumal auch die Viehpreise sehr niedrig; um £fr. 4 (80 Mark) konnte man den schwersten Ochsen und das schönste Pferd haben, was seitdem ganz anders geworden ist.

Als großen Uebelstand erkannten wir anfangs den Mangel an Straßen. Der Kaffer hatte kein Fuhrwerk, brauchte also auch keine Straße; ihm genügten die schmalen Pfade, die von einem Kraal zum andern, eventuell auch zur nächsten Quelle führten. Da hieß es nun, wenn man mit einem schwer beladenen, 18spännigen Ochsenwagen daherkam, sich den Weg selber suchen. Solange es in der Ebene, auf weichem Grasboden dahinging, war kein Grund zur Klage, anders gestaltete sich aber die Sachlage, wenn es galt, über einen Sumpf, einen Fluß oder einen steilen Berg-rücken zu kommen. Heutzutage ist die Sache freilich anders; jetzt haben wir vom Umzimtulu bis Kofstad die Poststraße, und auf der ganzen Bourder Farm eine Reihe selbstangelegter Feldwege und Fahrstraßen, so daß sich die Neuantkommenden kaum mehr einen Begriff von den Zuständen machen können, wie sie hier noch vor 18 und 20 Jahren herrschten.

Die Christianisierung des Volkes war anfangs mit großen Schwierigkeiten verbunden. Diese Kaffernstämme waren, wie gesagt, an sich roh, dazu jahrelang ganz sich selbst überlassen. Engländer waren, die wenigen Storekeepers und Beamten abgerechnet, fast keine hier, und die Griquas hatten sich mehr in der Mitte des Landes, um Kofstad herum, angesiedelt; übrigens wäre von letzteren auch kein sittlich erhebender Einfluß zu erwarten gewesen. Kaum hatten sich aber nach unserem Erscheinen die ersten Vorurteile gelegt,

und hatten sich einige besser Gesinnte dem katholischen Glauben angeschlossen, so brach sich das Christentum rasche Bahn. Gegenwärtig zählen die dortigen Katholiken nach Hunderten; rings um Lourdes, die Hauptstation, reihen sich verschiedene Katechistenstellen und Außenposten mit Kirchen und Kapellen, und bis zur Stunde ist das Ganze noch immer in erfreulichem Wachstum begriffen. Selbst solche, welche nicht auf unserer Farm wohnen und mit den kath. Missionären und Katecheten nur wenig in Berührung kommen, können sich der mit dem Christentum verbundenen Zivilisation nicht ganz entziehen. Sogar in weit entlegenen Kraals treffe ich auf meinen Ritten, kleinere Kinder abgerechnet, fast keine Unbetheilten mehr an. Von unsern Christen dagegen verdienen viele hohes Lob, und bei mehr als einem würde man sich höchlichst wundern, wenn man wüßte, wie tief er noch in intellektueller wie sittlicher Beziehung vor zwei Jahrzehnten stand. So meldete sich z. B. damals ein gewisser Montwela im reinsten Adamskostüm als Arbeiter, und jetzt ist er unser erster, auch von der englischen Regierung anerkannter Chief, der seines Amtes mit staunenswerter Klugheit waltet.

Ist der einzelne Kaffer auch leicht heftig und zu Streitigkeiten geneigt, so hatten wir hier in Griqualand doch keinen eigentlichen Kaffernaufstand zu beklagen. Nur einmal drohten sie sich den rebellischen Griquas anzuschließen. Es war dies im Jahre 1897, als der berühmte Lesfrère sein Unwesen trieb. Eine Zeit lang schien die Gefahr wirklich groß. Viele weiße Farmer flüchteten sich mit ihrer Familie und der nötigsten Habe nach Lourdes und verschanzten sich in der dortigen geräumigen Kirche. Auch die Trappisten und Schwestern schlossen sich hier ein, nachdem zuvor das Allerheiligste entfernt worden war. Rings um die Kirche wurde ein Zaun aus Stacheldraht gezogen, die Trappisten übernahmen die Verteidigung der rechten Seite der Kirche, die weißen Farmer die der linken; die nötigen Gewehre hatte die Kapregierung geliefert. Der Aufstand ward übrigens sofort im Keime erstickt. Sobald sich Mr. Stanford, der Magistrat von Kotstad, mit 300 berittenen Soldaten zeigte, stoben die Rebellen auseinander; Lesfrère wurde gefangen genommen und verurteilt, und auch die Schwarzen zeigten sich wieder loyal und friedlich.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung)

Von Schw. Engelberta.

Mehr als eine Woche ist seitdem vergangen. Meine Arbeiten in der Tagesschule hatten sich gemehrt. Besondere Sorgfalt erheischten die größeren Kinder, die zur ersten hl. Beicht vorbereitet werden sollten, und somit fehlte es mir absolut an Zeit, um auch dem alten Leonhard noch ein halbes Stündchen schenken zu können.

Siehe, da wenden sich die Köpfe meiner munteren Schüler plötzlich der Dorfstraße zu und mehr als eines flüstert: „Der Großvater, der Großvater kommt!“ Richtig kam der gute, alte Leonhard, vorsichtig mit seinem Stoch dahintastend, langsam auf die Schule zugehritten. Rasch schloß ich den Unterriht — die Zeit war ohnehin beinahe abgelaufen — und eilte freudig dem guten Greise entgegen. Ach wie oft mag er von seiner Hütte aus sehnsüchtige

Ausschau gehalten haben, ob ich noch nicht bald komme! Und siehe, heute bemüht er sich selbst zu mir!

„Schau mich nicht so mitleidig an, Intofazana“, begann er, „es fehlt mir nichts, rein garnichts; nur die Füße sind steif und wollen mich nicht mehr tragen. Ich wollte nur fragen, wann du mich wieder besuchen wirst.“

„O, komm' mir gleich her, Großväterchen! Siehe, da hinter dem Hause in unserem Gärtchen ist ein lauschiges Plätzchen; da könntest du mir gleich die Fortsetzung deiner Burengeschichte erzählen.“

„Yebo, indaba yamabunu, ja, die Burengeschichte!“, fiel er mir in die Rede und setzte sich in der Nähe eines Zypressenbäumchens an einem sonnigen Plätzchen nieder, während ich ihm gegenüber auf einem Gartenbänkchen Platz nahm. „Ich arbeitete also, wie gesagt, bei den Buren. Mehr als viermal hatte man inzwischen gesät und geerntet, und ich hatte schon eine ziemliche Zahl Vieh beisammen. Sechs Ochsen erhielt ich Jahr für Jahr als eigentlichen Lohn, doch der Bur gab mir als Zeichen besonderer Erkenntlichkeit auch manch' schöne inkomazi (Ruh); und so mehrte sich mein Viehstand von einem Monat zum andern, und alles Vieh stand mit dem Vieh des Baas in demselben Kraale beisammen.“

Eines Abends nun — ich hatte eben meine Arbeit beendet — sah ich einen Wanderer der Burenfarm zuschreiten. Ich hielt die Hand vor die Augen und schaute und schaute, denn die Gestalt, der Gang und das ganze Wesen des Nahenden kam mir so außerordentlich bekannt vor. Und wie ich so schaute und nachsah, wer es wohl wäre, blieb auch der Fremde stehen und sahte mich scharf ins Auge. ... Da plötzlich fiel es mir wie ein Feuerfunke ins Herz! Jubelnd eilte ich dem Nahenden entgegen, und auch er besüßelte nun den Schritt, und ein paar Augenblicke später lagen wir uns in den Armen mit dem Ausruf: „Mein Vater! Mein Sohn!“ —

He, Intofazana, wie soll ich dir nun meine Freude schildern? Mehr als vier Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen, ja, ich wußte nicht einmal, ob mein guter Vater noch lebe, und ebenso wenig wußte er von mir. Denn ich war damals heimlich vom elterlichen Kraale fortgegangen, ohne jemand ein Wort zu sagen, wohin. Ich hatte mich in wildem Zorn entfernt, denn der Vater war mir böß, weil ich ein Verhältnis mit einem intombi angeknüpft hatte, das schon mit einem andern Burschen verlobt, und überdies die Tochter eines Induna war. „Suka wena, emahlweni ami, aus meinen Augen! Fort!“ hatte er mir eines Abends zugerufen, und noch in derselben Nacht hatte ich den Kraal verlassen. Jetzt aber stand er vor mir, legte die Hand auf meine Schulter und meinte vor Freude, daß er mich wiedergefunden. „Mein Sohn“, sagte er, „warum bist du von mir fortgegangen? Siehe, ich habe meine harten Worte schon längst bereut. Seit langer Zeit wanderte ich umher, dich überall suchend, und endlich habe ich dich wiedergefunden!“ Ich aber erwiderte unter Tränen: „Baba ng'onile, Vater, ich habe gefehlt! Verzeih' mir meine Schuld!“ Nun war alles wieder gut! Lächelnd streckte er mir die Hand zur Versöhnung entgegen; ich aber führte meinen guten Vater zur Kraalhütte, die ich bewohnte. Es kam der Baas und begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln, und dann nahte auch die Burenfrau mit den Kindern, und sie alle freuten sich, daß mein Vater gekommen.